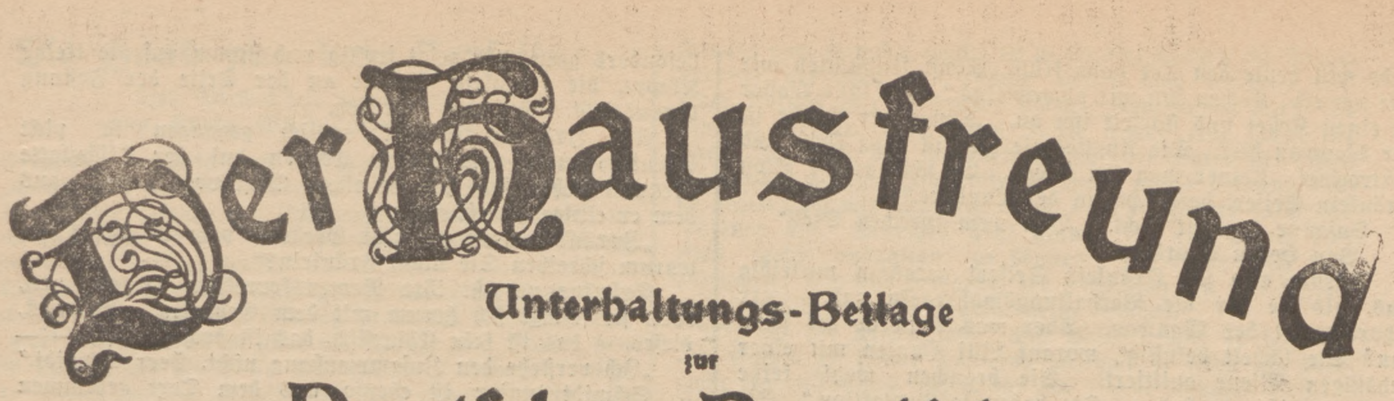


Nr. 240. Bromberg, den 17. Oktober 1930.

Susannes Revolution.

Eine untragische Geschichte

von Margaret Laube.

9. Fortsetzung. ———

„Ja, wenn man mit Omar dem Großen gut steht . . .“, die Kleine, die „Etaje“ sagt, dreht sich geheimnissüchtig nach Susanne um. Sie vergißt aber Omar den Großen und das, was Fräulein Seifert sich bei ihm herausnehmen darf, über Susannes emporstrebendem Wald von rotgoldenen Haaren, der sich aufrichtet, als sie die Kappe abzieht. Für Susanne unsichtbar macht sie ihrer Kollegin ein Zeichen. Beide schneiden Grimassen. Susanne fährt mit den Handflächen flüchtig über das dichte Gewirr, dann kommt sie zu den beiden zurück. Sie fängt noch einen fragwürdigen Blick der Blonden auf, den sie nicht versteht und deshalb für sie nicht gültig unbeachtet läßt.

Dann kommt Fräulein Seifert, eine große Blondine mit einem männlichen, klaren Gesicht, das herrschsüchtig aussieht. Als sie Susanne entdeckt, geht sie mit lauten Schritten auf sie zu. „Sie wollen mich ablösen? Freut mich. Seifert. — Nehmen Sie Ihre Wachsbogen von der Fensterbank, Wolters.“

Die Ondulierte schiebt die Unterlippe vor, nimmt aber ohne Widerspruch ihr Handwerkszeug von der schwarzen Marmorbank über der Heizung. Inzwischen sind auch die drei noch fehlenden Stenotypistinnen gekommen, es ist so eng geworden in dem Raum, daß Susanne bis ans Fenster zurückweicht. Alle sprechen auf einmal, während sie sich um den Spiegel drängen, Tüten mit Obst in die Schränke legen, eine macht sich aus dünnem Durchschlagpapier Schutzärmel um ihre helle Seidenbluse, eine andere wechselt ihre Schuhe. Susanne staunt in das Gekrabbel hinein, sie sind alle laut und vergnügt. Die Große, die zuletzt gekommen ist, schimpft in wenig wählerischen Ausdrücken über einen Zusammenstoß in der Vorortsbahn, als sie sich aber den Ärger heruntergeredet hat, lacht sie selbst darüber.

Eine Junge, Zierliche zeigt den andern auf drei Quadratmetern bei der Tür einen neuen Schritt im Tango.

„Ich war gestern im Trocadero.“

„Mit Max?“

„Bewahre. Max geht doch nicht ins Trocadero.“

„Du solltest vorsichtiger sein, Lilli.“

„Danke für Moralpauke! — Ich seh doch nichts vom Leben, wenn ich immer vorsichtig bin. Wenn ich Max heirate, ist es ohnehin mit Trocadero und dergleichen vorbei. — Es war himmlisch.“

Fräulein Seifert macht Susanne ein Zeichen. Sie stehen nebeneinander am Fenster. „Herr Thordsen diktiert nicht vor mittags um zwölf. Wenn es Ihnen recht ist, gehen Sie gleich heute zu ihm, wenn er schellt. Ich habe noch von gestern zu tun.“ Sie schlägt ein Stenogrammheft auf: Susanne guckt hinein. Die Zeichen, die da über die blauen Linien laufen, haben mit denen nicht die geringste Ähnlichkeit, die Susanne seit vier Wochen in der Handelsschule gemalt hat. Es gelingt ihr nicht, auch nur einen Satz zu entziffern. Fräulein Seifert merkt es und lächelt flüchtig.

„Ich schreibe sehr unleserlich“, sagte sie freundlich. „Herr Thordsen spricht ziemlich schnell. Sie werden sich Ihre Zeichen bei ihm sehr bald selbst zurechtlegen, sonst können Sie nicht folgen. Schreiben Sie Stolze-Schrey?“

„Ja.“

„Wieviel in der Minute?“

Susanne beißt die Zähne zusammen. „Das weiß ich nicht.“

Fräulein Seifert lacht. „Na, man zählt ja auch nicht in der Praxis. — Ich glaubte nur, von Herrn Maura gehört zu haben, daß Sie noch keine Praxis haben?“

„Nein. Nur Handelsschule. Genügt denn das nicht?“

„O ja. Manchmal schon.“

Sie geht zu ihrer Maschine herüber, und nimmt einen langen Pinsel heraus, mit dem sie rasch und sicher zwischen die Typen fährt. Dann zieht sie sich alte Lederhandschuhe an, gießt Benzin auf eine Zahnbürste und reibt damit über die Buchstaben. „Muß man das selbst tun?“

„Natürlich. Wer sonst? — Ich repariere meine Maschine meistens auch selber. Das muß man können.“

Susanne hat keine Antwort. Das muß man also auch können. Mechaniker spielen. Das Benzin riecht abscheulich. Als aber Fräulein Seifert die alten Handschuhe abstreift, sind ihre Hände so sauber wie vorher.

„Fragen Sie nicht nach, wenn Sie Herrn Thordsen nicht verstehen. Ich werde es nachher schon in Ordnung bringen, wenn etwas fehlen sollte. — — Bei Herrn Schmidt können Sie nachfragen.“

Es klingt so, als sei Herr Schmidt nicht ganz mitzuzählen. Plötzlich hört der ganze Lärm auf. Ein harter Schritt hält vor der Tür, sie wird geöffnet und ein buschiger, bartloser Kopf mit rabenschwarzen, zentimeterbreiten Brauen sieht herein.

„Morgen. Ich muß um halb elf in den Hafen. Um zehn will ich einen Brief diktieren. Um Viertel nach zehn meinen Tee. Pünktlich, bitte!“

Die Tür fällt ins Schloß. Das Geplapper fängt sofort wieder an, nur der Tangounterricht ist endgültig abgebrochen worden. Die Schlanke, die Lilli genannt wurde, steht auf und geht hinaus. „Wollen Sie sich das Kochzimmer ansehen, Fräulein Vandenberg?“ fragt Fräulein Seifert, „dann gehen Sie mit Lilli Hansen hinüber.“

Susanne geht, ein bißchen betäubt von allem, was sie gehört hat, hinter der Kleinen her. Hinten im Gang grollt noch immer der mit den schwarzen Brauen herum. „Ist das Omar der Große?“ fragt Susanne.

Lilli Hansen schüttelt den Kopf. „Nein. Das ist die Pagode. Konsul Rosenberg. War lange in Indien vor dem Krieg. Hat Freundschaft mit allen Chinesen und eingeborenen Maklern da unten. — Nein, Omar der Große sieht anders aus. Nicht so nett.“

Sie öffnet die Tür zu einem winzigen Raum, in dem zwei elektrische Kessel stehen; darüber in einem Bort mehrere Porzellanservice, Zuckertüten und Milchflaschen. Ferner eine Blechdose mit Darjeeling-Auslese. „Die Pa-

gode will heute den Tee ganz früh. Sonst frühstücken wir alle um elf. Kochen tun wir abwechselnd." Sie füllt Wasser in einen Kessel und stöpselt ihn an. „Omar der Große ist der Wauwau hier. Die Angstpartie. Er ist ganz klein und vertrocknet. Keiner mag ihn leiden. Er schikaniert. Bloß Fräulein Seifert hatte ihn an der Kandare."

Susanne begreift nicht. „Von wem sprechen Sie?"

„Von Herrn Thordsen."

Darum also sah Fräulein Seifert geradezu mitleidig aus, als sie ihr die Verhaltungsmaßregeln gab. Herr Thordsen ist der Wauwau. Aber was kann er ihr schon tun? Sie lächelt belustigt, worauf Lilli Hansen mit einer gehässigen Miene quittiert. „Sie brauchen wohl keine Angst vor ihm zu haben. Sie haben ja Protektion." Sie hebt die Achseln.

Susanne hat keinen rechten Begriff von der Wichtigkeit dieser Protektion, die sie haben soll. Sie ist auch viel zu neugierig, um von der gehässigen Bemerkung Notiz zu nehmen. „Was macht Schmidt junior, Fräulein Hansen?"

Die Kleine sieht sehr wichtig aus. „Nichts von Belang. Repräsentiert hauptsächlich. Otto und der Alte sind die Hauptpersonen. Bruder und Vater. Aber die sind jetzt beide verreist. Senior kommt in acht Tagen zurück. Otto ist in Hinterindien."

Susanne muß an sich halten, daß sie ihr Vergnügen über diese selbstsicher hervorgebrachte Orientierung nicht zeigt. „Und Maura, — was macht der hier?"

„Oh, Maura. Der steckt seine Nase in alles. Ist ja bloß Volontär bei uns. Gutmütig und ungefährlich. Sein Vater ist befreundet mit Schmidt senior. Kommt jedes Jahr einmal in weißen Gamaschen von Holland an, läßt sich von uns Obst, Kuchen, Schokolade und Zigaretten besorgen und verschenkt dann alles. — Maura ist ein lieber Kerl."

Aber ganz ohne Bedeutung! denkt Susanne. Viel Rückendeckung hat sie anscheinend nicht, wenn etwas schief gehen sollte. Sie verläßt hinter Lilli die Kochecke. Unsinn! Warum soll es schief gehen. Diese Angst scheint anzustecken.

„Sind Sie schon lange hier, Fräulein Seifert?" fragt sie, als sie wieder im Schreibzimmer sind.

„Fünf Jahre."

Fünf Jahre an dieser Schreibmaschine, an dem bevorzugten Platz am Fenster, jeden Tag in Berührung mit Herrn Thordsen, den sie Omar den Großen nennen, und der ein kleines, malitiöses Ungetüm sein soll. Sie betrachtet die ruhige Blondine mit den breiten Schultern. „Dann heiraten Sie wohl jetzt ganz gern, nicht wahr?" fragt sie etwas von oben herunter, beinah mitleidig.

Fräulein Seifert lacht. Der Rothaarigen wird der Hochmutsteufel schon vergehen. Armes Ding, sie soll Geld gehabt haben. Es ist keine Annehmlichkeit, sie, die jede Faser an Thordsen und an dem Geschäft kennt, zu ersetzen.

„Ich heirate einen Prokuristen von unserer Firma, gehe nach Birma. Ich werde also mein Leben lang von Sisal und Reis hören. — Herr Schmidt schellt!"

Eine Klappe fällt auf einem schwarzen Brett herunter. Die Jüngste muß aufspringen und die sichtbar gewordene Nummer wieder zudecken. „Das ist für Sie, Fräulein Vandenberg!"

Susanne steht stolz auf. Sie geht zum erstenmal in ihrem Leben an eine Arbeit, die bezahlt wird, die ihr einen Platz in dieser Kaufmannsstadt anweist.

„Hier — vergessen Sie Ihren Bleistift nicht!" Die große Seifert hält ihn ihr hin.

„Sind da denn keine?" fragt Susanne ruhig.

„Bei Herrn Schmidt? — Kind, was denken Sie sich?"

Susanne kommt nicht mehr dazu, das Kichern der fünf zu bemerken, Fräulein Seifert ist aufgestanden, legt ihre Hand mit kameradschaftlich-begönnernder Bewegung unter ihren Arm und geht mit ihr zur Tür. „Ich bringe Sie hinüber."

Es ist gut, daß Susanne das durchdringende Vergnügen nicht sehen kann, das die fünf im Schreibzimmer vereinigt.

„Fräulein Vandenberg kommt heute zum Diktat, Herr Schmidt."

Schmidt junior sitzt mit Würde hinter seiner Festung. Er erwidert Susannes freundlichen Gruß nicht. Er und Fräulein Seifert sehen aus, als begegneten sie sich nicht besonders gern. Er zeigt frostig und stumm auf die kleine Klappe, die Fräulein Seifert an der Seite der Festung herauszieht. Susanne setzt sich.

Als Fräulein Seifert endlich gegangen ist pickt Schmidt junior mit seinem Crayon auf der Tischplatte herum. Neben sich hat er einen Wust von Papier, aus dem er einige Briefe zieht.

„Zurückkommend auf Ihr Geehrtes vom 15. dieses . . . warum schreiben Sie nicht, Fräulein?"

Susanne vergißt ihre Namenskorrektur vorzunehmen, denn sie schlägt sich herum mit dem Gehörten. Geehrtes, dieses — das ist kein Chinesisch, das ist doch Deutsch — —

„Ich verstehe den Zusammenhang nicht, Herr Schmidt."

Schmidt junior ist ebenso aus dem Text gekommen wie sie. „Dabei ist doch nichts zu verstehen", sagt er verlegen, „wir lehnen Bewerbungen ab. Immer derselbe Sermon. Hier sind die Briefe."

Und nun bekommt Susanne ungefähr fünfzehn Briefe, mit und ohne Photos, mit Bündeln Zeugnisabschriften, die daran hängen. „Also nochmal: zurückkommend auf Ihr Geehrtes . . ."

Jetzt schreibt sie. Ihretwegen kann es ja auch Chinesisch sein. Sie wird schon dahinterkommen, was er meint. Außerdem ist die große Seifert noch da. Sie stenographiert. Es geht nicht so korrekt auf der blauen Linie wie in der Handelsschule, dazu spricht er zu schnell, aber es steht wenigstens etwas da. Inzwischen rutscht der ganze Stapel, den er ihr gegeben hat, auf den Teppich.

Sie horcht weiter, den Blick auf seinen Mund gerichtet. Er sieht die Briefe auf dem Teppich, unterbricht sich, wartet einen Augenblick und bückt sich dann nach ihnen. Susanne betrachtet sein nettes helles Gesicht, das rosig anläuft vom Bücken. Da er nicht überall ankommen kann, muß er aufstehen. Er kriecht unter die Festung und taucht schließlich mit den letzten Briefen in der Hand wieder auf.

„Danke", sagt Susanne.

Er setzt sich wieder. Sucht auf seinem Schreibtisch, findet nichts und wendet sich schließlich mit ernstem Gesicht Susanne wieder zu. „Das wäre alles, Fräulein — Vandenberg."

Susanne klappt das Heft zu und rafft die Briefe zusammen. „Sind die alle in einer Woche gekommen, Herr Schmidt?"

Schmidt junior sieht erschrocken auf und antwortet nicht sofort.

„Ich meine, daß es ziemlich viele sind für eine Woche. Es scheint demnach doch zu stimmen mit der Arbeitslosigkeit."

Er hat mit einem Ruck den Stuhl zurückgeschoben und faltet die Hände über dem schlanken Leib. „Sie sind wohl noch nicht lange in Hamburg, Fräulein Vandenberg?"

„Nein. Einen Monat."

„Und haben ein Kontor — wohl noch nie von innen gesehen, bis heute?"

Susanne will sagen, daß sie das Kontor ihres Vaters häufig von innen gesehen hat, aber ihr fällt rechtzeitig ein, daß sie dann auch ihre Verarmungsgeschichte erzählen muß. Unnötige Lügen liebt sie nicht. Sie schüttelt flüchtig den Kopf.

Schmidt junior riskiert einen langen Blick an ihr herunter. Sie hat ein entzückendes Kleid an, wieder die silbergrauen Strümpfe von gestern, dazu moderne englische Sportschuhe. Kann sie nicht machen von ihrem Gehalt. Sieht überhaupt nicht nach Nutzpflanze aus. Er lächelt. Nichts für den Alten und Otto. Sieht Maura, dem Windhund, ähnlich, ihnen dieses aparte Gewächs ins Haus zu bringen. Ob sie seine Freundin ist? Natürlich.

Er sieht stumpf an der Photographie im Goldrahmen vorbei, auf der der Stammhalter ihn ernsthaft anblickt. Er war lange nicht mit Maura beim Rennen in Horn . . .

„Na, da werden Sie sich an allerhand gewöhnen müssen", meint er endlich gemütlich. Susanne hört den neuen Ton und lächelt ganz leise. Als sie aufsieht, lächelt er auch. Sie erhebt sich langsam und geht zur Tür. „Guten Morgen, Herr Schmidt."

„Guten Morgen, liebes Fräulein."

(Fortsetzung folgt.)

Die Hand aus dem Jenseits.

Der Wirklichkeit nacherzählt
von Harry Wilkins-Milwaukee.

Folgendes erzählte einst auf dem Michigansee an Bord der „Sault Ste. Marie“ Reverend Gibbons, den sie jenseits der kanadischen Grenze den Schneepfarrer nannten, weil er die weiße Wüste an der Nordostgrenze Alaskas zu seinem Missionsgebiet erkoren hatte:

Weil gerade von merkwürdigen Zufällen die Rede ist, so lassen Sie auch mich einen Beitrag zu diesem Thema liefern. Vor zwei Jahren kam ich über die Grenze von Alaska den Yukon herauf, um die Pelly Mountains zu besuchen. Acht Jahre vorher war ich zuletzt dort oben gewesen. Ein halbes Dutzend von den Pelzjägern, die dort lebten, kannte ich noch, darunter einen Indianer. Pierre Rameau hieß der, und ich hatte ihn nicht gerade in bester Erinnerung. Der Mann konnte niemand gerade in die Augen sehen, und damals hieß es, er sei aus dem Süden geflüchtet, weil er Grund hätte, jedes Zusammentreffen mit der Polizei zu vermeiden.

Bei meinem zweiten Besuche nun fand ich Pierre Rameau nicht mehr allein. Ein Weißer war bei ihm. William Wheeler nannte er sich. Ein Mann von dreißig Jahren etwa. Er sah schlecht aus, eingefallen und hohläugig. Er schien sich zu freuen, daß er einen Weißen traf. „Bleiben Sie doch über Nacht bei uns in der Blockhütte“, bat er mich. „Bis zu Eddie Warbash ist ja doch ein guter Tagemarsch.“ Ich blieb. Nicht etwa, weil es mir um das Nachtquartier zu tun war — allein wäre ich bei Pierre Rameau nie geblieben —, sondern weil ich aus Wheelers Worten noch etwas anderes heraushörte: „Ich muß mich einmal mit einem Menschen aussprechen können.“

Er hatte Gelegenheit dazu, denn der Indianer rollte sich bald nach dem Abendessen in seine Decke und drehte uns den Rücken zu. Wir saßen schweigend am Feuer und rauchten unsere Pfeifen, bis Pierre Rameau eingeschlafen war. Da beugte sich Wheeler zu mir herüber und sagte: „Pfarrer, der Name, den ich vorhin nannte, stimmt nicht. Ich heiße Harry Tompkins und bin aus den Staaten. Ich habe meinen Namen geändert, weil ich ein Feigling bin und ein — Mörder. Ein Brudermörder!“

Er schwieg und starrte ins Feuer. Ich sagte nichts. Menschenworte sind zwecklos, wenn eine Seele aufgewühlt ist. Sie muß mit sich selbst fertig werden, und teilnahmsvolles Lauschen ist alle Hilfe, die sie von anderen beansprucht.

Auch Harry Tompkins wurde mit sich selbst fertig. „Sehen Sie“, sagte er, „als Sie zuletzt hier durch kamen, war ich noch nicht im Lande. Ich saß damals in Detroit. War kein schlechter Kerl, nur leichtsinnig, und machte meinem Bruder Richard Scherereien. Seitdem sie in den Staaten dem Menschen verbieten wollten, zu trinken, wozu er gerade Lust hat, war ich zum Säufer geworden. Zwang ist unleidlich und weckt nur Widerstand. Und der Whisky schmeckte doppelt so gut, weil er niemand gegönnt sein sollte.

Richard — er war älter als ich — versuchte es erst mit guten Worten: „Harry, übertreibe es nicht!“ Sein Reden nützte nichts. Dann goß er mir die Flasche aus, die ich zu Hause stehen hatte. Harte Worte fielen darauf zwischen uns. Ich fand die härtesten. Und dann kam ich eines Abends betrunken nach Hause. Ich schwankte auf den Schrank zu, wo meine Flasche stand. „Laß“, trat mir Richard in den Weg. „Du hast heute genug getrunken.“ Ich stieß ihn zur Seite. Da schlug er mir die Faust ins Gesicht.

Ich erinnere mich nicht mehr daran, was ich im nächsten Augenblick tat. Ich weiß nur, daß ich plötzlich ganz nüchtern war, die Pistole in der Hand hielt und neben Richard stand. Der lag auf dem Boden und . . . und unter der Locke, die ihm tief in die Stirn herunter hing, sickerte Blut hervor. Ich hatte ihn erschossen!“

Harry Tompkins Finger zitterten leicht. Er hatte die Ellenbogen auf die Schenkel gestützt, und die Hände hingen zwischen den Knien hinunter. Er starrte sie an, und dann steckte er sie plötzlich in die Tasche, als könnte er sie nicht mehr sehen. „Ich hätte mich der Polizei stellen sollen“, fuhr er fort. „Ich hatte nicht den Mut dazu. Ich floh über die Grenze nach Kanada, wollte es in Saskatschewan als Farmarbeiter versuchen und rannte weiter nach Norden, weil jeder Polizist mir zu drohen schien: „Dich suchen wir!“ So kam ich hierher. Die sieben Jahre waren eine Qual für mich. Ich weiß, daß die Weißen den dort hinten für einen Verbrecher halten. Von mir ist ihnen nichts bekannt, doch sie gehen auch mir aus dem Wege, weil ich Pierre Rameaus Partner bin. Manches Mal glaube ich, das Leben hier nicht mehr aushalten zu können. Ich sehne mich nach Menschen. Sie sind der erste, der freundlich mit mir spricht, und deshalb hören Sie auch meine Beichte.“

Mir tat der Mann leid. Ein Mörder war er ja nicht. Die Schuld an seiner Tat trug weniger er selbst als vielmehr ein unsinniges Gesetz, das aus einem mäßigen Trinker einen Säufer gemacht hatte. Ich sah, daß er hier in der Wildnis, in der Gesellschaft mit dem Indianer zu Grunde gehen würde, und sagte deshalb: „Sie müssen wieder unter Menschen, Harry Tompkins. Gehen Sie doch an die Westküste, wo niemand Sie kennt, und versuchen Sie dort ein neues Leben zu beginnen.“ Ich weiß nicht, ob er diese Antwort von mir erhofft hatte. Ich glaube es aber beinahe, denn er drückte mir die Hand so dankbar, als hätte ich ihm das Leben wiedergeschenkt. — Als ich am Morgen von ihm Abschied nahm, sagte er: „Ich gehe nach Vancouver. Vielleicht sehen wir uns dort wieder.“

Nein, wir trafen uns nicht wieder. Ich fand nur, als ich zwei Monate später nach Juneau kam, einen Brief von ihm für mich vor. Der war während der Dampferfahrt geschrieben. Er sprach von Hoffnungen und Zukunftsplänen. Er schien zuversichtlich zu sein, doch aus einem Satz sprach wieder seine Not: „Zwei Leute von der Berittenen Polizei sind an Bord. Ich glaubte zuerst, sie suchten mich.“

Dann lag da noch ein anderes Schreiben für mich. Von der Polizei in Vancouver: „Im hiesigen Krankenhaus ist ein Mann gestorben, der als der verschollene Harry Tompkins aus Detroit erkannt wurde. Da in der Tasche des Toten ein Zettel mit Ihrer Anschrift gefunden wurde, nehmen wir an, daß Sie in der Lage sind, uns irgendwelche Aufklärung über den Mann zu geben.“

Ich schrieb der Polizei, was ich von Harry Tompkins wußte, und bat, mir die näheren Umstände seines Todes mitzuteilen. Von der Antwort der Behörde war ich betroffen. Hier ist das Bild, das ich mir an Hand der Ausführungen der Polizei von Harry Tompkins Tod machen konnte: Er war in Vancouver gelandet. Sie wissen, daß schon die beiden Polizisten auf dem Schiff ihn in Unruhe versetzt hatten. Es ist nicht so einfach, sich aus der sicheren, wenn auch quälenden Einsamkeit in die große Welt zurückzufinden, wenn einen die Erinnerung an eine Schuld verfolgt. Harry Tompkins ging rasch von Bord, um die beiden Berittenen nicht mehr zu sehen. Und dann stand er plötzlich an einer Straßenecke einem Schutzmann gegenüber. Beide starrten sich an. Harry Tompkins fuhr sich über die Augen, als narrte ihn ein Spuk. Da trat der Polizist auf ihn zu und legte ihm die Hand auf die Schulter: „Harry!“ Es war Richard Tompkins, sein Bruder, den er vor acht Jahren erschossen hatte! Und nun kehrte er sicher aus dem Jenseits zurück, um Rechenschaft von seinem Mörder zu verlangen. Das Gesicht des Toten, seine Sprache, die Hand, die Schutzmannsuniform, alles das war zu viel für Harry Tompkins ausgemergelten Körper. Er brach zusammen. Ein Herzschlag.

Die Erklärung für Richard Tompkins Auftauchen war ganz einfach. Harrys Kugel hatte ihn damals nur gestreift und betäubt. Dann machte er sich Vorwürfe: „Du hättest ihn nicht schlagen dürfen.“ Deshalb war Richard der Spur des Bruders nach Kanada gefolgt, bis sie sich verlor. Und weil er seine Existenz in Detroit aufgegeben hatte, so nahm Richard Dienst bei der Polizei in Vancouver. Er hoffte dabei, der Zufall würde ihm den Bruder vielleicht noch einmal in den Weg führen. An ein solches Wiedersehen hatte er freilich nicht gedacht.

Jeder Mensch baut sich durch seine Lebensweise seine Todesweise auf.

Dauthendey.

Lachende Lebenskunst.

Von Norma Shearer (dem bekannten Filmstar).

Eine glückliche Veranlagung besitzen Menschen, die über allen kleinlichen Verdruß des Alltags zu lächeln vermögen. Ich habe mir zwar sagen lassen, daß nörgelnde, ständig schlechtgelaunte Menschen überall sorgfältiger behandelt werden als weniger anspruchsvoll auftretende. Das fällt mir manchmal in Hotels und Gaststätten besonders auf. Die besten Zimmer eines Hotels werden ihnen meist eingeräumt, die bequemsten Stühle im Speisesaal, Kellner und Aufwartung bedienen diese ungeduldigen Querulanten scheinbar aufmerksamer und schneller als andere Sterbliche, die zu warten verstehen. Mehr oder weniger heitere Einfälle dieser „schwierigen Menschen" werden zuvorkommend belächelt, ihre Sonderwünsche nach Möglichkeit berücksichtigt. Dennoch beneide ich sie nicht.

Eine ihnen verwandte Menschenkategorie bilden diejenigen, die ihre Beschwerden unbewußt lieben und geradezu pflegen. Welches Behagen bereitet diesen Leuten jede Gelegenheit, ihren Mitmenschen erzählen zu können, wie sie leiden und wie ihre Beschwerden die anderer bei weitem übertreffen! Sie lächeln niemals. Eingehüllt in dunkle Schleier der Melancholie wandeln sie durch ihr freudloses Dasein. Man sollte kein Mitleid mit ihnen haben. Sie sind auf ihre Art glücklich, unglücklich zu sein. Nicht zu vergessen jene ausgesprochenen Pechvögel, die wohl jeder von uns aus seinem Bekanntenkreis kennt. Pech im Spiel, in der Liebe, im Geschäft und Beruf — sie kommen auf keinen grünen Zweig. Ihr Pech macht sie launisch, übelnehmerisch, gereizt, unsicher. Ich entsinne mich des Ausspruchs eines witzigen Freundes, der behauptete, beim Golfspiel habe er niemals einen „Mann in guter Form" besiegt; jeder Besiegte hatte eine andere Entschuldigung, war angeblich krank, indisponiert oder vom Pech verfolgt. Pessimistisch veranlagte Menschen fordern zweifellos ihr Schicksal selbst heraus. Sie „unken", sehen schwarz und finden gemäß ihrer Voraussage in jeder Suppe irgend ein Haar. Und wenn sie es gefunden, so sonnen sie sich in ihrer Unfehlbarkeit.

Dabei ist es doch ebenso leicht und kostet nicht mehr Mühe, dem Leben auch seine lichten freundlichen Seiten abzugewinnen. Gewiß erfreuen sich kleine Geister an nebensächlichen Dingen, aber sie ärgern sich auch häufig darüber. Das Leben ist für viele Menschen geradezu gespickt mit Widerwärtigkeiten, die immer wieder überwunden werden müssen. Man kann sie nicht immer übersehen, sich aber wohl lachend über sie erheben. Gibt es Schöneres in der Welt als das, sein eigenes Mißgeschick belächeln zu können? Nicht jeder kann im Leben ständig gewinnen. Das sollten sich besonders jene Menschen überlegen, die, reizbar und mürrisch geworden, sich gar zu leicht gehen lassen, wenn ihnen etwas mißlingt, wenn sie übervorteilt werden und Verluste erleiden. Von allen Lebensregeln sind die des Humors noch immer die besten gewesen, welche von Menschen erdacht und erprobt wurden.

Humorvolle Menschen, die viel durchgemacht haben, sind gewöhnlich die beständigsten Freunde, die man sich wünschen kann. Sie haben Sinn für Proportionen und kennen aus Erfahrung den eigentlichen Wert von Menschen und Dingen. Sie wissen, das Leben gleicht einem Spiegel, der uns je nach Wunsch ein lachendes oder betrübtes Gesicht zeigt. Natürlich haben diese Menschen den lebhaften Wunsch, möglichst viele lachende Gesichter um sich zu sehen, mit sich und ihrer Umwelt zufrieden zu sein, und so lachen sie denn — oft mit einem heiteren, einem nassen Auge — über ihre Schicksalsschläge und Verlegenheiten und erscheinen somit stets fröhlich und wohlgemut im Kreise ihrer Mitmenschen.

Viel hängt im Leben von uns selbst ab, um zu Erfolgen zu führen. Ein sicheres Auftreten, ein gewinnendes, gefälliges Äußeres haben schon manche Entscheidungsschlacht im Berufsleben geschlagen. Schnell fertig ist die Welt mit ihrem Urteil über einen Menschen. Aus seinem Betragen und Auftreten liest sie ganz instinktmäßig seinen Charakter ab. Und der Liebenswürdige spielt immer die entscheidenden Trümpfe aus. Was drückt sich nicht alles in heiterer Liebenswürdigkeit aus! Ein zufriedener Geist, eine harmonische Gemütsverfassung, eine Wertschätzung anderer Menschen und bescheidenes Selbstbewußtsein. Menschen, die nicht wenigstens zu lächeln verstehen, sind gesellschaftlich armselig und wenig beliebt. Also lächeln wir doch im Wachen und im Schlaf, zaubern wir auf unser Antlitz jenes freundliche Lächeln, dessen natürlicher Liebreiz seine Wirkung selten verfehlt!



*** Eigenartige Vererbung von Taubheit.** Im amerikanischen Staate Missouri lebt in der Gegend von Springfield eine Familie Dar, die dem Mediziner wie dem Vererbungsforscher manche Nuß zu knacken gibt. Es findet sich nämlich bei den Dars die eigentümliche Erscheinung, daß zahlreiche männliche Mitglieder an Taubheit leiden, die ihnen durch ihre Mütter mittelbar vererbt ist. Bei diesen, wie überhaupt bei allen Frauen der Familie, tritt das Leiden dagegen in keinem einzigen Falle auf. Der Familienstammbaum weist für die letzten fünf Generationen 135 Personen auf, von denen 18, alles Knaben, taub geboren wurden. Vier davon heirateten taube Töchter anderer Familien, die mit den Dars in keinem verwandtschaftlichen Verhältnis standen. Im Gegensatz zu dem, was man erwarten sollte, zeigte kein Kind aus einer Ehe, in der beide Eltern taub waren, Zeichen des Leidens. Und andererseits waren beide Eltern der 18 tauben Knaben vollkommen gesund, wenigstens äußerlich, während offenbar die Mutter in ihrem Blute die Anlage zur Taubheit besessen haben muß. Da die Zahl der taub Geborenen in den aufeinanderfolgenden Generationen allmählich abnimmt, vermutet man, daß der geheimnisvolle Erbschaftsfaktor, der einen Teil der Kinder, aber nur die männlichen, taub geboren werden läßt, durch die steigende Zufuhr fremden Blutes durch Heirat mit der Zeit verschwindet.

*

*** Hunde ersetzen die Lokomotive.** Die eigenartigste Eisenbahnlinie der Welt dürfte wohl jene sein, die hoch oben in Alaska von Nome aus quer über die Sewardhalbinsel in einer Länge von fast 140 Kilometern verläuft. Niemals ertönt dort der Pfiff einer Lokomotive, das einzige Antriebsmittel, dessen man sich hier bedient, sind Hunde, welche die eigens für diesen Zweck angefertigten „Wagen" ziehen. Die Bahn wurde zu Anfang dieses Jahrhunderts schmalspurig gebaut, zu einer Zeit, als auf der Sewardhalbinsel reiche Goldfunde gemacht worden waren, verlor aber völlig ihre Bedeutung, als ein Jahrzehnt später die Goldlager sich erschöpften. Niemand hatte nun für die Strecke mehr Interesse, die Goldsucher zogen fort, das rollende Material wurde auf Seitengeleise geschoben; Lokomotiven und Wagen verrosteten und zerfielen. Schließlich kam ein besonders schlauer Eskimo auf den Gedanken, seine Hunde vor einen auf Räder gestellten Schlitten zu spannen. Sein Gedanke fand schnell Nachahmung, und heute herrscht wieder lebhaftes Treiben auf der verlassenen Bahn, nur daß die Wagen von Hunden statt von Lokomotiven gezogen werden. Mit einem Gespann von sechs Tieren können zwei Männer an einem Tage bequem bis zu achtzig Kilometer bewältigen.

*

*** Monogramme auf den Fingernägeln — eine exotische Geschmacklosigkeit.** — In Amerika und auch bereits in London, vereinzelt bisher in Paris, gehen jetzt die Damen, die nicht wissen, was sie mit ihrer Zeit anfangen sollen, dazu über, stundenlang vor einem Spezialisten zu sitzen, um sich von diesem die Fingernägel mit Miniaturbildchen oder mit blauen, violetten, grünen oder roten Arabesken bemalen zu lassen. Bisher hat man von solcher exotischer Geschmacklosigkeit nur von einzelnen ostasiatischen Völkern erfahren. Jetzt aber hält diese Geschmacklosigkeit auch ihren Einzug in Europa; sie gilt in gewissen Kreisen als höchster Schick. Das gleiche Monogramm, das sich auf den Taschentüchern vorfindet, sieht man auch auf den Fingernägeln... und wenn blaues Blut in den Adern fließt, kommt noch ein Krönchen auf jeden Fingernagel hinzu.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.